

„Ich vergöttere Kinder!“ Zum Umgang mit Kinderlosigkeit in Selbstzeugnissen der Frühen Neuzeit

Was die sozialen Schichten der Vormoderne untereinander einte, war der Konsens, dass die Kinderlosigkeit eines Paares als Stigma von sozialer, wissenschaftlicher und religiöser Relevanz eingestuft wurde: Wem die Zeugung leiblichen Nachwuchses misslang, entzog sich seiner Verantwortung für die eigene Familie und die Gemeinschaft.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Mutterliebe als neue Norm festgelegt und in Ratgebern von Medizinerinnen und Pädagogen verbreitet. Zwar waren schon im 17. Jh. gleichartige Mutterbilder entworfen worden, die sich an der Gottesmutter Maria orientierten, doch hatte man simultan die Ansicht vertreten, dass Kinder als „Träger der Erbsünde“ von den Müttern mit Strenge statt Liebe erzogen werden müssten. Diese Ambivalenz wurde nun ausgeräumt.

Die Mutterliebe war mit der Konstruktion der Bürgertumsfamilie und einer neuen Definition des Weiblich-Seins als Mutter-Sein eng verbunden; der Staat stützte sich auf die Frauen als Gebärerinnen gesunder Untertanen. So wurden Schriften veröffentlicht, die sich im Gegensatz zum Vorgänger, der Hausväterliteratur, ausschließlich an Mütter richteten. Des Weiteren wurden Gesetze zum Schutz Ungeborener und Neugeborener erlassen, die die Frauen zur umsichtigen Pflege und Wartung aufforderten. Der Aufstieg der Mütter war somit Segen und Fluch zugleich: Auf der einen Seite gestattete er eine Betätigung in Verantwortungs- und Wissensfeldern, von denen Frauen zuvor ausgeschlossen gewesen waren. Andererseits wurde der Wert einer Frau in erster Linie über die Mutterschaft, und die Mutterschaft als eigentliche Lebensaufgabe, natürliche Bestimmung und ethische Pflicht der Frau definiert.

Die Frage, wie sich ausbleibende Schwangerschaften genau auf die Identität der Betroffenen niederschlugen, durch welche Praktiken sie verarbeitet, gerechtfertigt und ggf. neutralisiert wurden, ist noch immer offen. Um einen Teil dieses geschichtlichen Neulands zu sichten, richtet sich das vorliegende Projekt auf die Untersuchung autobiografischer Texte deutscher Literatinnen wie Luise Gottsched, Margareta Klopstock, Jenny von Voigts, Wilhelmine Eberhard, Henriette Herz und Rahel Varnhagen von Ense aus.

In den Briefen der Verfasserinnen, die in erstaunlich großer Menge tradiert wurden, taucht das Phänomen des welterlebenden Körpers auf: Er ist es, der das Kinderlossein als Krise und nicht-Passung erfährt und so die Emotionslagen der Betroffenen aus sich erzeugt, die sich teils irritiert, teils ausgeschlossen und machtlos fühlen. Aus dem Quellenmaterial lassen sich also „fleischgewordene“ zeitgenössische Diskurse ableiten, auf die die Frauen – sei es affirmativ oder pejorativ – reagierten. Dies vorausgesetzt, soll untersucht werden, inwiefern aus dem Vergleich mit dem „Anderen“ Zäsur- und Krisenmomente für die geschichtlichen Akteure resultierten, ob dies ein Modifizieren von Praktiken nach sich zog, wie sich der Prozess der Subjektivierung Kinderloser tatsächlich gestaltete, und ob Versuche unternommen wurden, das Deutungsschema von der Pflicht zur Mutterschaft durch in-Gang-Setzung eines Subdiskurses aufzubrechen.